



Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte

18. September 1934.

Deutscher Rundfunkintendant und Herausgeber. Geboren in Köln, aufgewachsen u.a. in Berlin, im Saarland und in Sachsen. Abitur in Worms, Studium der Philosophie, Geschichte und Germanistik in Tübingen und Mainz. Seit 1969 Freier Mitarbeiter bei verschiedenen Printmedien und im Rundfunk. 1961–1962 Aufbau der Abteilung Wissenschaft beim Saarländischen Rundfunk.

1962–1967 Persönlicher Referent des ZDF Gründungsintendanten Holzamer. 1967–1973 Leiter Hauptabteilung Programmplanung des ZDF. Lehraufträge und Direktor beim Südwestfunk in Baden-Baden. 1976 Rückkehr zum ZDF. 1980 Professor an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg. 1982–2002 Intendant des ZDF. Seit 2002 Herausgeber der Zeitungen *DIE WELT* und *Berliner Morgenpost* in Berlin.

Professor Dr. h.c. Dieter Stolte

*Herausgeber DIE WELT und Berliner Morgenpost,
Axel Springer Verlag AG, Berlin*

„Was uns in Deutschland zusammenhält“

Überlegungen im 13. Jahr der Deutschen Einheit

Meine sehr verehrte Damen und Herren,

ich danke Ihnen für die ehrenvolle Einladung. Das Thema: „Was uns in Deutschland zusammenhält“ ist auch im 13. Jahr der Deutschen Einheit noch aktuell. Vielleicht ist es sogar in Anbetracht der wirtschaftlichen Lage unseres Landes aktueller denn je: Gerade in Zeiten der Krise oder gar Not werden die Risse, die durch Deutschland gehen, besonders deutlich. Was liegt daher näher, als über die gemeinsamen geistigen Wurzeln nachzudenken und zu fragen, welche Kraft wir aus ihnen schöpfen können?

Das Thema des gesellschaftlichen Zusammenhalts stellt sich auf verschiedenen Ebenen: Im Zentrum steht die Frage, was uns auf nationaler Ebene im weiteren Vollzug der deutschen Wiedervereinigung zusammenhält, um das zusammenwachsen zu lassen, was – mit Willy Brandt – zu Recht zusammengehört. Diese – in einem neutralen Sinne – nationale Frage kompliziert sich durch die gegenwärtigen Umbrüche auf europäischer und globaler Ebene: durch die europäische Einigung beziehungsweise die weltweite Globalisierung und eine damit einhergehende Internationale Weltgemeinschaft. Auf einen vierten Bereich möchte ich aufgrund meines langjährigen Wirkens einen besonderen Akzent setzen: Es ist die mediale Ebene, auf der sowohl integrierende Kräfte des Zusammenhalts wirken wie zum Teil auch gegenläufige Kräfte einer Fragmentierung unserer Gesellschaft durch die so genannte „Digitale Revolution“ mit ihrer immer individuelleren Mediennutzung.

Trotz aller aktuellen Komplizierungen ist die Frage des Zusammenhalts unserer Gesellschaft nicht neu: Sie ist – historisch betrachtet – ein Dauerthema unserer deutschen Geschichte, zunächst in einem duodezstaatlichen, später in einem föderalistisch organisierten Land. Sie bildet aber gleichzeitig ein strukturell konstitutives Thema jeglicher Gesellschaft: Der Mensch ist und bleibt, egal in welcher Gesellschaftsform, seit Aristoteles von Natur aus ein „*zóon politikón*“: ein politisches, auf ein Zusammenleben mit seinen Mitmenschen angewiesenes Wesen.

Mit der Frage nach dem Zusammenhalt stellen wir somit eine alte, allgemeine Frage unter den heutigen Bedingungen neu. Es handelt sich dabei nicht um eine akademische, also theoretische Fragestellung, sondern um eine existentielle Frage nach dem Leben, Zusammenleben und Überleben der Gesellschaft in unserem Lande. Als eine solche Grundfrage hat sie seit jeher nicht nur deutsche Fürsten, nicht nur Politiker und Staatstheoretiker beschäftigt, sondern in tiefgreifender Weise auch Dichter und Denker, die an der Gesellschaft im Allgemeinen und am Menschen im Besonderen interessiert waren.

So hat Friedrich Hölderlin am Ende des 18. Jahrhunderts eine nahezu vernichtende Diagnose des von Kleinstaaterei zergliederten, ja zerissenen Deutschland und des ebenso zerrütteten deutschen Gesellschaftslebens gegeben. In seinem Briefroman „Hyperion“ schreibt der Tübinger Dichter:

„Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: Ich kann kein Volk mir denken, das zerissner wäre als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker und Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, junge und gesetzte Leute, aber keine Menschen. – Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?“

Die deutsche Gesellschaft, die für Hölderlin in ihre einzelnen Glieder zerfällt, gleicht damit den zerbrochenen Statuen des alten Griechenland, in dem die ersehnte gesellschaftliche Einheit einmal Wirklichkeit war. Die eigentlichen Ruinen der Griechen stehen also in Deutschland, das – nach Hölder-

lin – mit seinen menschlichen „Scherben“ einem „Ameisenhaufen“ oder einem „Stoppelacker“ zu vergleichen ist.

Die Stoßrichtung von Hölderlins Kritik richtet sich gegen einen Verfall, durch den die Menschen keine wirklichen Menschen mehr sind, indem sie nur noch in ihren enge Berufs- und Standesgrenzen – wir würden heute hinzufügen: in ihren Verbands- und Gruppeninteressen – denken und handeln. Sie erfüllen rein funktional ihren jeweiligen gesellschaftlichen Nutzen und Zweck, ohne aus ihrem natürlichen Ursprung heraus zu leben. Diese Form eines fixierten Funktionierens nennt Hölderlin eine „tote Ordnung“. Sie ist ohne Fleisch und Blut, ohne Seele und Genius. Die seelenlosen Menschen dieser Gesellschaft besitzen zwar Fleiß und Wissen, aber keine Kunst; sie arbeiten im Akkord, aber sie ergeben keinen Akkord, keinen Einklang, ergänzen sich nicht – so Hölderlins Ideal – wie Töne zu einem Lied, zu einer Harmonie. Sie haben sowohl den Bezug zu ihrem Ursprung und ihren Wurzeln in der Natur als auch zum Ganzen der Gesellschaft, der Nation, und schließlich zur Menschheit insgesamt, zum Ganzen der Welt verloren.

In dieser weit über das Nationale hinaus geöffneten Ausrichtung auf das Ganze der Welt ist die Fragestellung, „was uns in Deutschland zusammenhält“, eine Unterform der generellen Frage von Goethes Faust, der zeitlebens zu erkennen suchte, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Ob man die Grundsatzfrage hierbei erkenntnistheoretisch, naturwissenschaftlich oder gesellschaftspolitisch interpretiert, die Struktur bleibt die gleiche: Die Vielgestaltigkeit der Welt und die Vielfältigkeit der Menschen brauchen einen innersten Kern, eine integrale Mitte oder – mit Faust zu sprechen – ein „geistiges Band“, um sich nicht in ihre Einzelteile aufzulösen.

Übertragen wir diese Kernfrage direkt auf unsere Gegenwart, dann stellen wir im 13. Jahr der Deutschen Einheit fest, dass wir trotz Solidarpakt I und II und trotz jährlicher Transferleistung von 70 Milliarden Euro von der inneren Einheit unseres Volkes immer noch weit entfernt sind. Daran ändern auch die positiven Solidaritätserfahrungen der Flutkatastrophe im vergangenen Sommer wenig.

In bemerkenswerter Weise scheint sich vielmehr Hölderlins Befund aus heutiger Sicht erneut zu bestätigen, wenn man ihn etwa mit dem Befund des Berliner Historikers und Publizisten Arnulf Baring vergleicht: In seiner 1999 erschienenen Publikation „Es lebe die Republik, es lebe Deutschland!“ schreibt er über die Lage unserer Nation eher resignativ, „dass es Deutschland als Nation eigentlich gar nicht mehr gibt“, dass „die Vorstellung einer deutschen Identität, einer historischen Kontinuität vollständig verschwunden“ ist. Daher greift Baring als Motto für unsere Zukunft demonstrativ auf ein aufrüttelndes Zitat aus der Vergangenheit zurück, auf den Rütti-Schwur aus Schillers „Wilhelm Tell“:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Baring will ein hoffnungsvolles Zeichen setzen, das unsere Einheit als Gewinn, nicht als Ballast wertet: Er zitiert bewusst einen Klassiker aus Weimar, weil uns mit der Wiedervereinigung und mit dem „kulturellen Reichtum der historischen Räume“ im Osten die „Fundamente unserer Identität“ erst in vollem Ausmaß zurückgegeben und bewusst geworden sind. Wir brauchen – so Baring – „tiefe Wurzeln“ für Zeiten, da „das Wetter stürmischer wird“.

Denkt Baring den gesellschaftlichen Zusammenhalt von der Tiefe des gemeinsamen geistigen Fundaments her, so bezieht Bundespräsident Johannes Rau ihn auf den Halt des gemeinsamen Hauses, das auf jenem Fundament errichtet ist: Die Gefahr, dass unsere Gesellschaft „auseinanderdriftet“, vergleicht er mit einem Haus, „bei dem der Mörtel ausgeht“. Der Mörtel aber – so Rau weiter – „verbindet Menschen, indem sie zusammen nachdenken und zusammen handeln in Vereinen und Verbänden, in Gewerkschaften, Parteien, Kirchen und im Sport“.

Die Vergleiche lassen sich beliebig fortführen: Kurt Biedenkopf spricht vom Zusammenhalt als „innerer Kohäsion“, Wolfgang Schäuble von der „sozialen Bindekraft“ und der Wirtschaftswissenschaftler Albert O. Hirschmann vom „gesellschaftlichen Klebstoff“. Alle Vergleiche sind Variationen

dessen, was der Psychoanalytiker und Sozialphilosoph Erich Fromm schon vor Jahrzehnten als „sozialen Kitt“ bezeichnet hatte.

Wie treffend auch die Metaphern des Zusammenhalts im Einzelnen sein mögen, sie drücken in ihrer Gesamtheit aus, was in allen gesellschaftlichen Kreisen und in allen Ebenen vermisst und angemahnt wird – und was nur schwer in Worte zu fassen ist. Diese Schwierigkeit mahnt obendrein, dass jenes Bindende, was uns fehlt, womöglich gar nicht theoretisch zu fassen ist, sondern in der gesellschaftlichen Praxis täglich neu entdeckt, angeeignet und gelebt werden muss. Zu dieser gesellschaftlichen Praxis gehören die von Johannes Rau angesprochenen Vereine und Verbände, gehört die Schule, sei es dort im Vollzug der Ausbildung oder in der Rückbesinnung auf dort erworbene Werte, Einstellungen und Verhaltensweisen.

Fragen wir uns – im Bewusstsein dieser Schwierigkeit – nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, so müssen wir, bezogen auf unsere heutigen Verhältnisse, methodisch

- erstens nach den Fundamenten fragen, die uns in Deutschland nicht nur verbinden, sondern auch tragen;
- zweitens nach dem Segmentierenden, das uns im 13. Jahr der Einheit immer noch trennt;
- und drittens nach jenen Instrumenten, die vermittelnd helfen können, das nach wie vor Trennende einer auch menschlich gelebten Einheit zuzuführen.

Es dürfte unstrittig sein, dass Literatur und mit ihr Sprache und Kultur, damit natürlich auch Musik und Malerei – mehr als Mörtel oder Kitt – zu jenen Fundamenten gehören, die uns zusammenhalten: Aus dieser kulturgeschichtlichen Erfahrung entwickelt sich die politische Geschichte einer Nation. Auch wenn ein jeder von uns die deutsche Geschichte nur in Bruchteilen mit erlebt hat, so können wir doch in unserer Gegenwart die gemeinsamen Wurzeln der Vergangenheit konkret erfahren: etwa in historischen Baudenkmälern wie dem Brandenburger Tor oder der Dresdner Frauenkirche. Geschlossen oder wiedergeöffnet, zerstört oder wiedererstanden, zeugt der Wandel beider Gebäude augenfällig von der Dramatik unserer bewegten Geschichte: von Krieg und Frieden, von Diktatur und Demokratie.

Die sichtbaren Symbole äußerer Geschichte korrelieren im Inneren der Menschen mit dem, was man das Gedächtnis eines Volkes nennen könnte. Im konkreten Fall des deutschen Volkes könnte man, analog zu persönlichen Biographien und Erinnerungen, zwei Gedächtnisarten unterscheiden; ein Langzeitgedächtnis, das sich über Jahrhunderte in unserer langen Geschichte aufgebaut hat, und ein Kuzzeitgedächtnis, das sich in zwei Generationen der Trennung in beiden Teilen unseres Landes entwickelt hat. Entscheidend dabei ist, dass die deutsche Wiedervereinigung – bei allem Verdienst, das einzelne Personen daran zu Recht geltend machen dürfen – nie ohne das Langzeitgedächtnis eines ursprünglichen Zusammengehörens der Deutschen zustande gekommen wäre.

Dieses Gedächtnis birgt, bewusst oder unbewusst, einen unerschöpflichen Fundus an gemeinsamer historischer Vergangenheit und Entwicklung, an gemeinsamer Sprache und gemeinsamem Denken, an gemeinsamem Lebensgefühl und Weltverständnis, an gemeinsamen Werten, aber auch Wünschen und Hoffnungen, vielleicht sogar Idealen oder Utopien in Politik, Ethik oder auch Religion, an gemeinsamen Erwartungen oder auch Ängsten gegenüber Gegenwart und Zukunft, an gemeinsamen kulturellen Erfahrungen in Architektur, Literatur, Musik und Malerei. Aus alledem resultieren schließlich ein nationales Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl, aber auch eine nationale Verantwortung, resultieren gemeinsame Prinzipien der Menschenwürde, Solidarität und Toleranz, vor allem aber auch der demokratischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Die beliebig zu verlängernde Liste der Gemeinsamkeiten belegt zur Genüge, dass das Verbindende und Einende der beiden Teile unseres Landes nicht im Angliedern, Angleichen oder Anschließen des Ostens an den Westen liegen kann, sondern vor allem im Bewusstwerden unserer gemeinsamen Wurzeln. Wo Einigung nur auf dem Wege des Politischen und Staatlichen, des

Organisatorischen und Funktionalen, des Finanziellen und Wirtschaftlichen abgewickelt wird, bleibt das eigentlich Soziale und Gesellschaftliche, bleibt eine im weitesten Sinne ethische Qualität, bleibt – wie in Hölderlins Kritik – das ursprünglich Menschliche auf der Strecke. Wo Einheit nur mathematisch-summativ und nicht menschlich-qualitativ gedacht wird, stoßen wir auf bloß zusammenaddierte Glieder, die sich nicht zu einem einheitlichen Organismus verbinden. Wir bleiben damit in dem von Hölderlin beschriebenen Stadium jener Zerissenheit, die Johannes Rau aus heutiger Sicht – wörtlich – bestätigt, indem er von einem „Riss“ in unserer Gesellschaft spricht und damit vor allem den Riss zwischen Ost und West meint.

Betrachten wir damit zweitens das immer noch Trennende, so stand das Jahr 1989 seinerzeit nicht nur für den Beginn der deutschen Wiedervereinigung, sondern zunächst einmal für das Ende zweier diametral entgegengesetzter Geschichtsverläufe und Gesellschaftssysteme innerhalb des deutschen Volkes: Auch wenn wir in der Vergangenheit eine gemeinsame Tradition hatten, so haben sich doch die Menschen im Osten nach dem Kriegsende durch ein neues totalitäres System – wenn auch mit anderen Vorzeichen – in ihrem neu gewonnenen Freiheitsraum völlig anders behaupten müssen als die Menschen im Westen. Mit der deutschen Einheit wechselten sie ebenso unvermittelt wie unverhofft von einer geschlossenen Gesellschaft in eine offene. Es ging dabei nicht um den bloßen Wechsel einer Regierung oder Partei, sondern um den kompletten Umbruch, um die Revolution eines Systems, einer Staats- und Gesellschaftsform, ja vor allem einer Welt- und Lebensauffassung.

So gesehen, überrascht es nicht, dass die – leider inzwischen eingestellte – Zeitung DIE WOCHE am 21. Mai 1999 zum 50. Geburtstag der Bundesrepublik eine Umfrage unter dem Titel „Gespaltenes Urteil“ veröffentlicht hatte. Überraschend an dem dort dargestellten Zwiespalt ist eher, dass nicht die Westdeutschen, sondern die Ostdeutschen die Deutsche Einheit deutlich höher einschätzen und besonders stolz darauf sind, Deutsch zu sein. Und dies überrascht umso mehr, als die Menschen im Osten andererseits deutlich kritischer und unzufriedener über unser Land denken als die Menschen im Westen. Fast hat es den Anschein, als mache sich bereits hier der Unterschied zwischen nationalem und globalem – oder zumindest internationalem – Empfinden bemerkbar, indem im Westen über Jahrzehnte hinweg durch eine weit größere verkehrs- und kommunikationstechnische Mobilität auch eine entsprechend größere Internationalität gegeben war.

Angesichts dieser weiter bestehenden Unterschiede braucht es auf beiden Seiten auch weiterhin Geduld im ebenso schwierigen wie langwierigen Prozess einer Umorientierung. Es braucht außerdem beständig Information über einander, Kommunikation miteinander, Toleranz gegeneinander und nicht zuletzt Solidarität zueinander. Und was wir grundsätzlich brauchen, ist ein Unterordnen des Trennenden unter alles Einende, ist der Wille wie auch die Gewissheit, dass wir zusammengehören, nicht weil der Gang der Geschichte es so gewollt hat, sondern weil wir die Gunst der geschichtlichen Stunde wahrgenommen haben. Das vielfach beschworene „Zusammenwachsen“ ist kein organisatorischer, sondern ein organischer Vorgang, der nur mit der Zeit reifen kann.

Wenn daher bis heute noch nicht wieder alles zusammengewachsen ist, bedeutet das keinen Dauerzustand; umgekehrt ist und bleibt der Abbau des Trennenden und der gleichzeitige Ausbau des Einenden weiterhin eine Daueraufgabe. Die viel zitierte und viel kritisierte „Mauer in den Köpfen“ der Menschen erinnert daran, dass Trennendes durchaus länger nachwirken kann, dass lang aufgebaute Barrieren im Inneren nicht einfach wie Steine wegzuräumen sind. Was lange Zeit durch Mauer, Minen, und Stacheldraht getrennt war, lässt sich nicht von heute auf morgen auf grüner Wiese zur Einheit wandeln.

Daher ist in einem dritten Teil – auch mit Blick auf unsere gemeinsame Zukunft – nach den Instrumenten zu fragen, mit deren Hilfe wir den Wandel zur Einheit weiter voranbringen können: Vielleicht gibt es nicht nur Mauern in unseren Köpfen, vielleicht sind unsere Köpfe auch eine Art „Brücken-

köpfe“, von denen aus sich Verbindungen von Mensch zu Mensch schlagen lassen. Zu den wichtigsten Instrumenten solcher Verbindungen gehören gewiss die Medien als Mittler und Kommunikatoren unserer modernen Gesellschaft. Das gilt nicht zuletzt für das Fernsehen, das – ohne die Leistung der Printmedien schmäler zu wollen – eine Leitfunktion ausgeübt hat und weiter ausübt.

Bei aller Zurückhaltung wird man sagen können, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen mit seinen täglichen Informationssendungen an der Wende im Osten mitbeteiligt war: Die Programme von ARD und ZDF waren während des Kalten Krieges für die Menschen der damaligen DDR wie ein Loch in der Mauer, wie ein Schlitz im Eisernen Vorhang, waren – pathetisch gesprochen – eine Hoffnung der Freiheit oder – ganz einfach gesagt – ein Fenster zur freien Welt.

Seit der Wiedervereinigung ist auch hier eine Wende eingetreten. Nach verschiedenen Studien und regelmäßigen Messungen der Medienforschung ist die Fernsehnation gespalten: Hinsichtlich ihrer Akzeptanz schneiden die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten in den neuen Bundesländern fast um ein Drittel schlechter ab als in den alten. Es ist daher zu fragen, ob oder warum Fernsehen im Osten eher im Sinne kommerzieller Angebote als Unterhaltungsmedium und weniger als Informationsmedium genutzt wird: Ist man nach 40 Jahren politischer Indoktrination möglicherweise aller Politik überdrüssig? Ist man insgesamt vom Blick in die freie Welt enttäuscht? Oder ist einem der vormals mit politischen Parolen verstellte öffentliche Raum für lange Zeit verleidet? Muss man erst im Privaten zu sich selbst finden, bevor man sich wieder der Gesellschaft öffnet? Oder verführen neu Sorgen des Alltags zur Flucht vor der Wirklichkeit? Oder müssen wir nicht auch im Westen fragen, was wir unsererseits falsch machen, wenn wir mit den Medien die Menschen im Osten nicht erreichen?

Es wird deutlich, meine Damen und Herren: Die Fragen nach den Gründen für die Akzeptanzverluste von ARD und ZDF sollten nicht nur den Fernsehveranstaltern, sondern auch der Gesellschaft insgesamt zu denken geben: Warum tun sich neben den Medien auch die Menschen so schwer mit der Kernfrage des Zusammenhalts, mit der Kernaufgabe der Integration? Das Fernsehen kann sein passende Antwort nur dadurch geben, dass es heute – wenn auch unter gewandelten Vorzeichen – mindestens das gleiche innerdeutsche Engagement aufbringt wie vor der Wende. Dieses Engagement kann gar nicht groß genug sein, da die notwendige Integration mehr denn je ein dynamischer Vorgang ist, der desto komplizierter wird, je größer die wirtschaftlichen und sozialen Spannungen in unserer Gesellschaft werden.

Die Komplexität wächst – wie eingangs angedeutet – zu Beginn unseres Jahrhunderts, indem die deutsche Wiedervereinigung zugleich eingebunden ist in den weiteren Prozess der europäischen Vereinigung wie auch in den weltweiten Prozess der Globalisierung. Wir befinden uns in einem umfassenden Umbruchprozess, in dem weit mehr als nur Deutsche miteinander integriert werden sollen. Die moderne offene Gesellschaft birgt ein Höchstmaß an Internationalität, Multikulturalität und somit Pluralität, sodass nur durch eine entsprechend bindende Gegenkraft des inneren Zusammenhalts das gesellschaftliche Gleichgewicht zu erhalten ist.

Mitunter hat es den Anschein, als habe einzig der Sport noch jene bindende Kraft, um die Nation – aber auch die anderen Völker – zusammenzubringen und zusammenzuhalten: Nur er scheint uns noch das emotionale Erlebnis vermitteln zu können, dass es das, worüber wir sprechen, das Nationale, wirklich gibt. Im Sport selbst wird dies obendrein durch eine aufschlussreiche Auffälligkeit unterstrichen: Manche Sportereignisse werden nur dann zu einem Medienerfolg, wenn in den jeweiligen Sportarten deutsche Champions erfolgreich beteiligt sind – einstmals Steffi Graf, Boris Becker und Jan Ullrich, heute Michael Schumacher, die Fußball-Nationalmannschaft, die Skispring-Equipe oder die Staffel der Biathleten. Insofern ist das nationale Interesse sogar das primäre gegenüber dem sportlichen.

Dies erlaubt die Folgerung, dass auch der Sport in seiner eher zufälligen Abhängigkeit von Stars und deren Erfolgen doch nicht die verbindlich GröÙe

darstellt, um den Zusammenhalt einer Nation hervorzu bringen. Er bringt nur Momentaufnahmen hervor. Daher ist auch in den Medien die emotionale Anspannung sportlicher Wettkämpfe – ebenso wenig wie die zerstreuende Entspannung der Unterhaltung – das geeignete Mittel, den erforderlichen rationalen Diskurs und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Konsens herbeizuführen. Jede intakte Demokratie braucht mehr als Stadien und Spielstätten, sie braucht ein gesellschaftliches Meinungsforum. Das Forum der Antike war der Marktplatz, das Forum der Moderne sind die Medien. Insbesondere das Fernsehen ist heute konstitutiv für eine moderne Demokratie, ohne dabei die rationale Kraft der Nachhaltigkeit, die von Zeitschriften ausgeht, zu vergessen.

Das Fernsehen als Leitmedium ist gewissermaßen der elektronische „Platz der Republik“, auf dem sich das Volk oder seine Vertreter zum Gespräch versammeln. Wo aber das Gesellschaftsgespräch durch ein Unmaß von Talkshows erstickt, wo das streitsüchtige Zerreden intimster Randthemen im Privatfernsehen in den Mittelpunkt rückt, verliert die Öffentlichkeit ihre Mitte, rückt das Private vor das Öffentliche, der individuelle Teil vor das gesellschaftliche Ganze, zerfällt die Gesellschaft in ihre einzelnen Egos.

Eine „Ego-Gesellschaft“ aber ist eine Gesellschaft ohne Zusammenhalt, ist eine willkürliche Ansammlung von Menschen, keine Solidargemeinschaft. Der Schriftsteller und Publizist Rudolf Borchardt hat dies zu Beginn des letzten Jahrhunderts, als an die heutigen Medien noch nicht zu denken war, auf die einprägsame Formel gebracht, dass wir statt des „Durchschnittsdeutschen“, der sich als „Privatmann“ nach Hause zurückzieht, einen „öffentlichen Geist“ brauchen, eine „öffentliche Gesellschaft“. Die scheinbaren Synonyme unterstreichen, dass eine Gesellschaft nicht zwangsläufig schon eine Öffentlichkeit ist, jedenfalls so lange nicht, als ihr der Geist und das Engagement für das öffentliche Ganze fehlen.

Entsprechend gilt es, vor lauter Konkurrenzkämpfen der Medien untereinander nicht den eigentlichen Kampf um die Öffentlichkeit, um das gesellschaftliche Ganze zu vergessen: Medien sind in erster Linie öffentliche Medien, das heißt: Ihre eigentliche Aufgabe liegt nicht in der Vermittlung und Veröffentlichung von Privatem, sondern in der Veröffentlichung von Öffentlichem, von gesellschaftlichen und gesellschaftsrelevanten Themen, „Öffentlichkeit“ kommt von „Offenheit“. Eine offene demokratische Gesellschaft braucht Öffentlichkeit, sie braucht sie konstitutiv für eine konsensfähige Meinungsbildung ihrer Bürger. Da in unseren modernen Demokratien Öffentlichkeit durch die Medien hergestellt wird, hat sich inzwischen der Begriff der „Mediendemokratie“ eingebürgert.

Zu Unrecht wird dieser Begriff und die damit verbundene Vorstellung negativ bewertet. Denn die unverzichtbare Bedeutung der Medien für eine offene demokratische Gesellschaft des 21. Jahrhunderts wird desto deutlicher, je mehr man noch einmal ins 18. Jahrhundert zurückblickt, in dem es, selbst für eine vergleichweise geschlossene Gesellschaft, doch strukturell um das gleiche Problem ging: So zielt beispielsweise Schiller in seiner Schrift „Was kann eine Schaubühne wirken?“ auf den gleichen Grundgedanken, wenn er sagt:

„Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben,
so würden wir auch eine Nation.“

Weit entfernt, auf etwas Nationalistisches abheben zu wollen, ist hier das gesellschaftliche Anliegen zum Ausdruck gebracht, dass ein Volk wenn nicht eine einheitliche, so doch eine gemeinschaftliche Quelle der Werteorientierung und Erziehung, der Unterrichtung und der Ergötzung braucht, um – so Schiller – zu einer „Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen“ zu gelangen, „worüber eine andere Nation anders meint und empfindet“. Was das Theater für den Zusammenhalt der Nation im 18. Jahrhundert war, sind die Medien heute: Sie sind die öffentlichen Instrumente des öffentlichen Diskurses und damit des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Daher müssen sie ihre heute optimalen technischen Möglichkeiten zur Stärkung des Zusammenhalts auch mit Verantwortung nutzen.

Hier aber schließt sich der Kreis, indem vor allem elektronische Medien

dann ihren eigentlichen Programm-, sprich: Kulturauftrag erfüllen, wenn sie als die Vermittlungsinstrumente der eingangs aufgezählten Fundamente unserer Kultur agieren: wenn sich ihre Programme nicht allein in Sport und Unterhaltung erschöpfen, sondern sich in erster Linie auf jene Informations- und Integrationsthemen wie Geschichte und Kultur und die tagesaktuelle Weltpolitik konzentrieren.

Der Kreis schließt sich nicht zufällig: Ich habe bewusst nicht nur theoretisch vom Zusammenhalt unserer Gesellschaft durch die Wurzeln unserer Kultur gesprochen, sondern messe all dem auch eine praktische Bedeutung für die aktive Mitgestaltung an unserer aktuellen Alltagskultur bei: Wenn schon frühere Zeiten die Notwendigkeit des gesellschaftlichen und internationalen Zusammenhalts mahnend erkannt haben, um wie viel mehr gilt dann dieser Mahnruf für unsere ungleich disparatere, inhomogene, pluralistischere Gesellschaft von heute.

Möglicherweise wird Sie, meine Damen und Herren, ein ungutes Gefühl beschleichen, dass in meinen Ausführungen so viel vom Nationalen die Rede war, als ginge es mir um einen Nationalismus. Und möglicherweise wird manch einer auch die Unvergleichbarkeit der heutigen Situation mit der vor 200 Jahren anführen, da wir doch heute vom Globalen, nicht vom Nationalen sprechen. Vielerorts herrscht die Auffassung, der alte Nationalstaat sei im Zeitalter der Globalisierung überholt und gerade den neuen, den digitalen Medien sei dieser Fortschritt zu verdanken. Doch wer so argumentiert, sieht sowohl die neuen als auch die alten Medien eindimensional: Weder haben – wie ich abschließend zeigen möchte – unsere heutigen Telekommunikationsmedien nur eine globale Bedeutung, noch hatte Schillers Theaterbühne nur eine nationale Bedeutung.

Alles andere als eindimensional, beinhalten die neuen Medien eine fast paradoxe, zumindest aber ambivalente Wirkungsstruktur: Zwar bilden sie als inzwischen weltumspannende Massenmedien einerseits die optimalen Instrumente des Zusammenhalts einer sich abzeichnenden Weltgesellschaft; andererseits bergen sie durch ihre nahezu unüberschaubare Angebotsfülle gleichzeitig die Gefahr der Desintegration oder Segmentierung unserer Gesellschaft, indem künftig jeder sein eigenes Fernsehprogramm zusammenstellen, jeder sein eigener Programmdirektor werden kann. Individualisierung ist damit die Kehrseite der durch ebendieselben Medien ermöglichten Globalisierung. Die neuen Medien eröffnen also die spannungsreiche Alternative zwischen dem kleinsten Teil einer Gesellschaft und dem größten Teil der Weltgemeinschaft, in der jeder mit jedem weltweit kommunizieren kann.

Alternativen aber verführen zu einem Denken in gegensätzlichen Polen und damit zu einem Überspringen der Mitte. Die Mitte zwischen Privatem und Globalem ist das Nationale. Man muss kein Nationalist sein, um in Zeiten einer unaufhaltsamen Globalisierung die Scharnier-, Schlüssel- und auch Mittlerfunktion des Nationalen zu erkennen. Es gibt daher kaum einen vernünftig denkenden Menschen, der heute das „global village“ gegen den Nationalstaat ausspielen würde. Stellvertretend für viele andere zitiere ich Egon Bahr, der es einmal so formuliert hat: „Der Nationalstaat ist zum Teil überholt, zum Teil aber auch unentbehrlich.“ Die Begründung liegt nahe: Nur wer eine nationale Identität hat, kann sich auch international einbringen; nur wer identitätssicher in seiner Nation verwurzelt ist, kann pluralitätsstiftend eine globale Gesellschaft mitgestalten. Andernfalls stände man vor jenem neuerlichen Paradox, dass in der modernen Medienwelt zwar alles mit allem technisch vernetzt zusammenhängt, dass aber gesellschaftlich nichts zusammenhält.

Ebenso wenig wie die neuen Medien war das klassische Medium des Theaters eindimensional zu verstehen: Derselbe Schiller, der von einer Nationalbühne spricht, hat bekanntlich, jenseits aller Nationalität und bezogen auf die globale Menschheit, zugleich die berühmte Ode „An die Freude“ geschrieben – jene Ode, die sich heute in unserer Europa-Hymne wiederfindet und die in dem idealistischen Gedanken gipfelt, dass „alle Menschen Brüder werden“. Nationalismus und Globalisierung stehen also weder damals noch heute in einem Widerspruch. Nationaler Zusammenhalt ist die Basis des globalen Zu-

sammenhalts. Nur ein Baum, der tief in festem Boden gründet, kann sowohl stürmische Zeiten überstehen als auch seine Äste weit über den eigenen Standort hinaus ausstrecken.

Das Bild zeigt uns: Gesellschaftlicher Zusammenhalt ist heute weniger denn je etwas eindimensional Fixes: Er ist offen wie unsere Grenzen und dynamisch wie unser Gesellschaftsleben. Bindend und offen zugleich, entspricht er in solcher Dynamik, ja Dialektik durchaus den Erkenntnissen moderner Wissenschaft, insbesondere der so genannten „Chaos-Theorie“, die von einem ständigen Wettstreit zwischen Ordnung und Unordnung als dem Grundgesetz der Natur ausgeht. Übertragen auf die Medien, spricht der Kommunikationswissenschaftler Norbert Bolz daher vom „kontrollierten Chaos“, wobei er unter „Chaos“ die „hohe Komplexität“ eines Systems versteht, die man nicht beseitigen, sondern lediglich unter Kontrolle bringen muss.

Ähnliches ist auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften zu beobachten: Gegenüber zeitweisen Splittrungsprozessen gibt es dort, wo Systeme zu differenziert, zu komplex werden, stets gegenläufige Konzentrationsprozesse, in denen zumindest ein Teil des Auseinanderstrebenden zusammengehalten oder wieder zusammenggebunden wird: Kooperationen und Fusionen sind die unabdingbaren Antworten, mit denen die wirtschaftliche Effizienz bei steigender Konkurrenz zu erhalten versucht wird.

Der gewachsenen Komplexität und Kompliziertheit wirtschaftlicher Zusammenhänge entspricht eine Politik, die auf eine Symmetrie der Sozialsysteme ausgerichtet ist. Unsere Wirtschaftsordnung eines freien und dennoch sozial gebundenen Marktes ist im Sinne einer „Sozialen Marktwirtschaft“ daher immer auf die Gesellschaft und damit auf die Menschen gerichtet. Das geht – wie wir gerade erleben – nicht immer ohne Streit ab, in Zeiten knappen Geldes schon gar nicht ohne Einbußen für die Betroffenen, und doch kann die Wirtschaft selbst auch zum Faktor und Fundament des volkswirtschaftlichen und damit gesellschaftlichen Zusammenhalts werden.

Insofern bedarf es heute umso mehr einer kultivierten Kooperation zwischen Medien und Wirtschaft, als sich große Teile der elektronischen Medien durch Kommerzialisierung zu reinen Wirtschaftsunternehmen entwickelt haben, deren Gewinnmaximierung die öffentlich-rechtliche Gemeinwohlorientierung an die gesellschaftlichen Ränder zu drängen droht. Als eine der größten Wachstumsbranchen der Zukunft wird sich die Medienbranche jedoch nicht von der Gesellschaft abkoppeln dürfen. Ihrer tragenden wirtschaftlichen Rolle in der Mediengesellschaft des kommenden Jahrhunderts muss eine inhaltliche, sprich: programmliche Verantwortung entsprechen.

Im Blick auf diese unverzichtbare Aufgabe hat daher Renate Köcher, die Leiterin des Allensbacher Institutes für Demoskopie, einen zunehmenden „Trend zur Oberflächlichkeit“ in den Medien wie in der Gesellschaft beklagt. Als Ergebnis solcher Oberflächlichkeit herrsche in weiten Kreisen der Bevölkerung der falsche Eindruck, Marktwirtschaft sei ein „unmenschliches, hartes System“, während sie doch in Wirklichkeit ein System sei, „in dem Menschen ihre Fähigkeiten entfalten können zum Wohle aller“.

Entsprechend hat sich in der gesellschaftlichen Praxis im Herbst 2000 die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft konstituiert. Unter dem Leitmotto „Chance für alle“ ermahnt ihr Kuratoriumsvorsitzender, der ehemalige Bundesbank-Präsident Hans Tietmeyer, zu einer Rückbesinnung auf die Grundprinzipien der Sozialen Marktwirtschaft. Es gehe nicht um eine Abschaffung des Sozialen, auch nicht um dessen partikulare und insofern oberflächliche Ausbesserung – so Tietmeyer nach der jüngsten Regierungserklärung von Bundeskanzler Schröder am 14. März –; es gehe vielmehr um einen grundsätzlichen Umbau des Sozialstaates zum langfristigen Wohle der Gesamtgesellschaft.

Auch hier befinden wir uns also mitten im Umbruch: Die bewährten Prinzipien Ludwig Erhards, sprich: Eigeninitiative, Leistungsbereitschaft und Wettbewerb, seien – so Tietmeyer – anzupassen an die veränderten Verhältnisse des 21. Jahrhunderts: an Globalisierungstendenzen und Dienstleistungsstrukturen, an die Wissensgesellschaft und deren demographischen Wandel. Die Dynamik des Wissen und die technologische Kommunikation hätten

maßgeblich zu diesen Veränderungen geführt. Wissen respektive Bildung sei dabei die entscheidende Ressource des neuen Jahrhunderts.

Daraus ergibt sich als Fazit, meine Damen und Herren: Wissen ist nicht nur elektronisch vernetztes, sondern auch kulturell verwurzeltes Wissen. Beides setzt Medien voraus, die sich ebenfalls auf ihre Prinzipien zurückbesinnen müssen: Sie dürfen sich nicht alleine als Wirtschaftsfaktoren, sondern müssen sich auch als Gesellschaftsforen verstehen, die am Gemeinwohl als Leitziel orientiert sind. Angesichts der wuchernden Oberflächlichkeit in unserer Gesellschaft müssen die Medien diese ihre unverzichtbare Funktion umso bewusster und konsequenter wahrnehmen.

Denn dies ist eine Binsenweisheit im Blick auf unser Thema des Zusammenhalts: An der bloßen Oberfläche kann nichts zusammenwachsen, geschweige denn zusammenhalten. Und nichts hält eine Gesellschaft so zusammen wie eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Kultur, ein gemeinsamer Geist. Je tiefer aber eine Kriese, desto tiefer, identitätsstiftender müssen die gemeinsamen Wurzeln sein. Aus ihnen kann wachsen, was aus Hölderlins „Schlachtfeld“ vielleicht eines baldigen Tages die lange erwarteten „blühenden Landschaften“ macht. ■